

6. Dead End Road

Kurz vor Wilson eröffnet uns Burt eilig, dass diese Gegend alles Andere als »fernab von der Welt« sei, denn eine Reihe berühmter Amerikaner komme von hier, etwa »Walker, der Texas-Ranger«, Chuck Norris. Gleich würden wir das Willkommensplakat mit einem grüßenden Norris am Ortseingang sehen – falls es dem letzten Tornado standgehalten habe: »Aus einem Nachbardorf kommt die ehemalige Miss America, Anita Bryant, die hat in den 70er Jahren diesen Kreuzzug gegen Homosexuelle geführt ... und dann ist ihre Tochter, die genauso blöd war wie die Mutter, mit einem Jungen gegangen, der sich später als schwul entpuppt hat.«

Burt grinst schadenfroh. Ja, und Rue McClanahan von den Golden Girls ist in seinem nahen Heimatort Healdton geboren. Aber es hilft nichts: denn so wie diese Gegend stelle ich mir Patagonien vor, wenn ich Bruce Chatwin lese – leere Straßen und karge Gebäude im eisigen Wind, dass einem Gott erbarm, und von denen man kaum glauben mag, dass sie bewohnt sein könnten. Nur die Ölpumpen, die immer wieder hinter Büschen und Bäumen hervorlugen wie bizarre steinzeitliche Gottesanbeterinnen, verraten, dass wir in Oklahoma sind, bloß ein paar Meilen hinter der texanischen Grenze. Burts Heimat hat offensichtlich schon bessere Zeiten gesehen.

»Gleich sind wir da«, Burt ist etwas nervös. Ein-, zweimal im Jahr kommt er aus Austin zu Besuch. Es seien liebevolle und lebenswerte Eltern, aber sie lebten doch in einer ganz anderen Welt als er selbst, der Sohn, der an der Universität Kunstgeschichte unterrichtet.

Dead End Street steht auf dem Schild des Holperwegs, der zum Haus der Eltern führt. Ich hatte mich auf der Fahrt übers Land gefragt, wie die Eltern wohl wohnen würden – und ob es sich auch um eine dieser schäbigen Bretterhütten mit pappdünnen Wänden

und rostigen Autowracks im Vorgarten handelt, die wir auf unserer Fahrt über Land so oft gesehen hatten. Jetzt stehen wir vor dem adretten grüngestrichenen Haus, vor dem sich ein Flaggenpool reckt, an dem die amerikanische und die Oklahomaflagge im kalten Wind flattern. Burt wundert sich darüber, denn früher habe man nie eine Flagge aufgezogen – und schon gar nicht die von Oklahoma. Seine Mutter habe zwar immer viele Stoffe mit Flaggendesign besessen, und einmal, als Burt sich daraus ein Bettlaken machen wollte, habe sie die Stoffe verschwinden lassen, weil man auf der Flagge nicht schlafe.

Burt zeigt auf einen betonierten Sockel, der sich aus der Wiese heraus erhebt: »Der Tornadokeller, wollt ihr ihn sehen?« Offensichtlich hat er es nicht eilig, sofort ins Haus zu stürmen, die Mutter zu Herzen und sich vom Vater auf die Schultern klopfen zu lassen. »Wenn Du gleich meine Mutter siehst, denkst Du sicherlich: ›Die sieht ja aus wie Burt mit einer grauen Lockenpertücke!‹«, meint er leicht hysterisch. Ich verstehe. Es birgt ja immer eine Unsicherheit in sich wenn man Freunden aus der Gegenwart zeigt, wo man aufgewachsen ist; vielleicht legt man denen eine Seite von sich offen, die diese nicht erwartet haben. Aber Burt meinte, wir sollten endlich »das wahre Amerika« kennen lernen und nicht nur diese intellektuelle Insel der Seeligen – das liberale Austin. Da bot sich die Geburtstagsfeier zu Ehren der 96-jährigen Großmutter an diesem Osterwochenende an. Die ganze Familie werde da sein, und Freunde seien willkommen.

Wir betreten den Schutzraum über eine rostige Stiege und sehen ein paar Pritschen, einen Tisch, Regale mit Wasserkanistern und Dosen und Kerosinlampen. »Tja«, sein Seufzer strahlt Vertrautheit zu dem Platz aus, den die Familie immer wieder aufgesucht hat, wenn ein Sturm drohte: »Im Haus konnten wir ja nicht bleiben, es kommt hier schon immer wieder mal vor dass der Tornado einem das Dach abdeckt.«

Durch die Küche betreten wir das Haus, die hagere Mutter schreitet erfreut aus dem Wohnzimmer. Sie hat zur Begrüßung Tee aufgesetzt und auf dem Tisch stehen Kekse. Die Küche geht in das Wohnzimmer über, und von da gehen die anderen Räume ab. Wie üblich in amerikanischen Häusern gibt es keinen Flur. Geheizt wird gut an so einem unwirschen Tag. Im Wohnzimmer läuft der Fernseher – Fox News, »rund um die Uhr«, wie Burt hervorhebt, und Baseball. Der Vater winkt freundlich mit einer Hand

von einem dieser weichen Sofas, die Rückenschmerzen und wohlige Weichheit zugleich bescheren, zu uns herüber.

LaDeen ist 72 – und sie sieht tatsächlich aus wie ihr Sohn. Sie redet von Baseball und Kindern und Enkeln und Nachbarn, davon, dass Nichte Samantha mit ihrem afroamerikanischen Mann nicht kommen kann und Mrs Mulligan gestorben ist. Ziemlich laut und mit freundlicher Mimik, mit aufgerissenen Augen, und um ihre Worte zu unterstreichen, stupst sie mich mit dem Ellbogen an. Das macht sie automatisch, weil ihr normalerweise keiner zuhört oder nur mit halbem Ohr, meint der Sohn amüsiert. Immer wieder wendet sie sich beim Reden ab und setzt sich für ein paar Augenblicke in den Fernsehsessel, um das Geschehen auf dem Bildschirm zu verfolgen. Offensichtlich ist sie der größere Baseballfan.

P.L. ist drei Jahre älter als seine Frau und müht sich vom Sofa in die Küche. »Dein Vater freut sich auch, dass ihr hier seid«, meint LaDeen resolut, »nicht wahr, Ponly Lonly?« Die drei grinsen über mein Gesicht, das offensichtlich Irritation ausdrückt. Burt erklärt, dass sein Vater im Scherz genannt werde, seit er sich damals beim Militär habe registrieren lassen:

»Name?« »P.L., Sir!«. »P.L. what?«, habe der in der Registratur gefragt, und Dad sagte: »P only, L only«, und das wollten die nicht glauben, aber er wurde tatsächlich so getauft: P.L. mit zwei Buchstaben. Das ist keine Abkürzung. Was sich die Großeltern dabei gedacht haben weiß der Himmel! Seine Großmutter war Cherokee gewesen, eine Urgroßmutter Choctaw! Wie soll man da wissen, wie die auf so was kamen.«

P.L. war mit der Army in Deutschland, 1951, in Nürnberg und vor allem in Frankfurt, aber seither nicht mehr. Später schuftete er auf den Ölfeldern und arbeitete sich zum Leiter eines Ölfeldes empor. Noch immer stehen in vielen Gärten Ölpumpen – die meisten sind stillgelegt, aber einige fördern noch, wie jene, die bei P.L. und LaDeen hinterm Haus vor sich hin pumpt. »Damals gings uns allen gut, wir waren zwar nie reich, aber doch wohlhabend«, meint Burt, »und ich habe mich als Kind manchmal auf die Pumpe geschwungen und bin darauf geritten.« Er spricht von der Familie stolz als *Oil Trash* – und die Eltern finden das gar nicht negativ, sondern nicken nüchtern. P.L. wirft ein:

»Entweder man besitzt die Landrechte oder die Mineralrechte, also entweder die Oberfläche oder aber das, was in der Erde an Schätzen verborgen schlummert. Richtig reich sind nur die ganz wenigen, die beides besitzen. Die großen Korporationen haben den kleinen Grundbesitzern die Mineralrechte abgekauft, die haben denen also bloß für das Aufstellen der Ölpumpen was gezahlt, aber nicht für das Öl selbst.«

Healdton liegt im nördlichen Ausläufer des großen texanischen Ölgebietes – bis in die 70er Jahre war der Ort eine *Boomtown*. Langsam versiegten die Quellen, es lohnte sich nicht mehr, den Rest zu fördern. Nach und nach wurden immer mehr Leute entlassen. Andere Jobs gab es nicht, und so machte ein Geschäft nach dem anderen zu und Viele zogen fort. Nicht nur die Jungen, auch LaDeen und P.L. überlegen sich, in die Nähe der Kreisstadt zu ziehen, wo es ein Krankenhaus gibt, schließlich sei man nicht mehr so jung.

Sic transit ...

Die Tristesse, die wir später am Nachmittag auf einer Rundfahrt mit Burt und seiner Nichte Kimberly sehen, ist nicht allein typisch für diese Gegend am Rande von Texas, sondern für weite Landstriche der US, in denen eine vergleichbare Entvölkerung stattfindet.

Dieses Schicksal ist jedoch nicht nur ein Zeichen des Verfalls, sondern auch der amerikanischen Flexibilität, die dem Pioniergeist geschuldet ist, der das Land groß gemacht hat: Wenn das Land nichts mehr hergibt und die Situation vor Ort unerträglich wird, dann packen Viele zusammen und ziehen weiter.

»Das war eine Bar, die hat man niedergebrannt«, verkündet Kimberly lakonisch, als ich nach dem Haus frage, das am Straßenrand vor sich hin kohlt und kokelt. Nein, keine Brandstiftung, die Bar habe sich bloß nicht mehr rentiert und man wollte sich die Abbruchkosten sparen. »Dieses Kaff hier« kann man nur ertragen, wenn man sich mit Alkohol zudröhnt, meint Kimberly, die aus dem nahen Dallas angereist ist. »Hier, hier war früher ein Laden, der ist jetzt geschlossen. Da drüben stand mal ein Haus, in dem meine Schulkameradin wohnte« – jetzt befindet sich dort eine zerfranste Wiese. Hütten mit eingeschlagenen Scheiben und halb he-



Abb. 13: Zerfall einer einstigen Boomtown (Healdton, Carter County, OK)

runtergerutschter Dachpappe, rostige Kübel und Autokarosserien zerfallen achtlos in den Vorgärten und auch dahinter, einmal ein altes Boot, und vereinzelt liebloses Kinderspielzeug. Das sei eine Ghost Town, erklärt Burt, als wir durch einen Ortsteil fahren, in dem außer einer Tante niemand mehr lebt. Offiziell wird eine Siedlung zur *Ghost Town*, wenn es keine Poststelle mehr gibt – »und die hier hat in den 80ern zugemacht.«

Einmal die Hauptstraße rauf und runter und in ein paar Nebenstraßen eingebogen. Onkel und Nichte unterhalten sich über die Langeweile. Offensichtlich bestand zu Burts und auch 20 Jahre später zu Kimberlys Zeiten ein Großteil des jugendlichen Zeitvertreibs darin, mit dem Auto die Straße hin und her zu fahren. »Am Burger Drive Inn«, Burt zeigt auf ein verlassenes Gebäude mit heruntergelassenen Rouleaus und blätterndem Putz, »da war Schluss. Hier haben wir dann gewendet oder man traf sich auf den Parkplatz dahinter zum Schwatz.« Die Nichte ist erstaunt, denn »so weit« habe man es zu ihrer Zeit nicht mehr geschafft, damals, vor fünf Jahren, sei man gerade mal vom Pizza-Express zur Bank gefahren – Burts Burger-Drive Inn liegt sicherlich 300, 400 Meter weiter.

Auch wenn es öde und bar jeden Trostes ist, so bekommt es doch eine bekloffen-heitere Note, wenn Burt den Ort durch persönliche Erlebnisse belebt: in diesem Haus hatte er den schlimmsten Job seiner Jugend, einen Sommer lang alte Backsteine vom Mörtel freiklopfen, damit man sie neu benutzen kann; dort stand das Fast Food Lokal, in dem er jobbte; und dort drüben lebte die Soundso, mit der er in der Schule war, gleich hinter dem Gemüseladen.

Wir kommen an der High School vorbei, deren Fenster man in den 70ern fast zur Gänze zugemauert hatte, so dass nur noch ein schmaler Spalt Einblick gewährte. »Um Energie zu sparen. Anstatt isolierte Fenster einzusetzen und Wärmedämmung zu betreiben, wurden sie einfach zugemauert.« Nach all den Jahren klingt aus Burts Kommentar noch immer Ärger und Entsetzen über diese bauliche Schande, und ich gewinne langsam eine Ahnung davon, wie aus dem Dorfjungen vom Ölfeld der Professor für Kunstgeschichte werden konnte.

Das Schild vor der High School verweist darauf, dass es sich um eine *Drug Free School* handelt, und ein zweites Schild darunter zeigt einen durchgestrichenen Revolver und die Aufschrift: »No firearms.« Kimberly und Burt glucksen komplizenhaft, wie der europäische Gast wohl darauf reagieren wird, und sie gackern, als diese erwartungsgemäß ihre Photoapparate zücken. »Hoffentlich sieht mich niemand mit Euch, ich habe schließlich einen Ruf zu verlieren«, grinst Kimberly, zwischen kuriose Hysterie und peinlich berührter Schockiertheit schwankend.

Denn Kimberly ist passionierte Schützin und die Tochter des Waffenhändlers und -narren Matt. Dass sie eine eigene Pistole besitzt ist für die 26-jährige Krankenschwester selbstverständlich. »In Dallas gehe ich mit meinen Freundinnen manchmal zum Schießen, und wenn wir da auftauchen, wundern sie sich manchmal, dass wir so normale und gutgelaunte Mädels sind.«

Die Geschichte mit den Waffen war einer der Gründe für unsere Reise, als Europäer hat man ja so seine Vorstellungen über die waffentragenden Amerikaner. Denen man im feinen Austin aber nicht begegnet. Die Familie wusste das. Ob es Zufall war, dass Kimberly ein Sweatshirt mit einer riesigen Gewehrpatrone und dem Schriftzug *Winchester* trug? »In Texas drüben gibt es sogar eine Vereinigung von »Gun Divas«, die gehen mit Haute Couture, Juwelen und Nerz zum Schießen.« Als Tochter eines Waf-

fenhändlers hat Kimberly sicherlich Erfahrung mit den Vorurteilen von Waffengegnern: »Wir sind keine Verrückten, sondern ganz normal. Wir ballern nicht wahllos in der Gegend herum. Morgen gehen wir aufs Feld, da wirst Du schon sehen.«

Auf kahlem Feld

Am nächsten Tag ist Ostersonntag, die Verwandtschaft ist mittlerweile in dem grünen Haus in Dead End Road eingetroffen. Man isst nicht zusammen wie an einer deutschen Familientafel, sondern versorgt sich zwanglos und wann es beliebt. Jeder schnappt sich irgendwann einen Teller, den er selbst auffüllt, und beginnt zu essen: im Sitzen, im Stehen oder über den Küchentresen gelehnt. Es gibt Braten und Gemüse, grüne Bohnen, Mais und zerdrückte Kartoffeln. LaDeen sei eine schreckliche Köchin, schon immer, aber seit sie diesen Fimmel mit gesunder Ernährung hätte, sei es noch schlimmer, weil sie jetzt nicht einmal mehr würze.

Ich komme mir vor wie in einer amerikanischen Vorabendserie: Neben der patenten Mutter und dem freundlichen Vater natürlich das Geburtstagskind, die Großmutter, die im örtlichen Altenheim lebt und deren Torte passend zum lila Kleid mit lila Farbstreifen dekoriert ist. Dann Burts Schwester Megan, die in der Drogerie-Kette Wal-Mart an der Kasse arbeitet, mit Familie. Der jüngere Bruder Heath, der Klimaanlage installiert und natürlich Matt, der Älteste. Darüber hinaus zwei Cousins, die beiden Schwestern mit den seltsamen Namen Wanda und Wanna. Und Nichte Donella, ein ehemaliger Cheerleader und Homecoming Queen, die Darrion, ihren Sohn, unehelich bekommen hat. »So wie das bei den Homecoming Queens und Cheerleadern üblich ist.« Homecoming Queens werden von einem Komitee der Oberstufe in den Schulen gewählt, – sie fungieren im Herbst während des Höhepunktes der Football-Saison als Königinnen: In jeder Saison spielt das Team einmal im heimischen Stadion, das ist das sogenannte »homecoming.« Es wird eine Queen gewählt, die dann zusammen mit dem Leader des Football-Teams, üblicherweise dem Quarterback, das Team repräsentiert. Donellas Mann Leroy stammt aus Montana und arbeitet jetzt auf dem Luftwaffenstützpunkt Fort England in Florida, auf dem er Kampfflugzeuge wartet – momentan solche, die im Irak zum Einsatz kommen. Selbst ge-

flogen sei er aber noch nicht. Der Stützpunkt diene vor allem der Heimatverteidigung und dem Nachschub für die Kampfgebiete rund um die Welt.

Kurz darauf fahren wir mit Jeep und Truck querfeldein über öde Feldwege. An einem Feldweg mit dem Namensschild *No Man* rechts ab aufs freie Gelände, über ein Kuhgitter und einen Bach, auf ein baumloses Feld mit zwei verlorenen Klappstühlen und einem Tischchen vor einer kleinen Anhöhe. Wenn ich nicht unter Freunden wäre und man mich hier erschießen und verscharren würde – niemand würde einen hier finden. Am Fuße der Anhöhe ein Holzbrett in Größe und Form eines Bettrahmens, mit Schichten aus Pappkarton überzogen und senkrecht aufgestellt. Dahinter, am Hang eine Erdkuhle, die von den Kugeln kahlgeschossen worden war, die durch das Brett hindurch in die Erde eingeschlagen hatten.

Mir ist eiskalt, ich trage nur ein dünnes Hemd und meine dünne Jacke. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass das Wetter im Süden zu Ostern so unfreundlich und kalt sein könnte. Seis drum. Die Waffen liegen im Kofferraum des Jeeps, und als Matt ihn öffnet bin ich – obwohl ich mir diese Blöße nicht geben möchte – doch recht entsetzt. Es sind eine ganze Reihe unterschiedlicher Gewehre und Pistolen, *Pump Guns* und Revolvern, unterschiedlicher Größe und unterschiedlichen Kalibers. Dazu viele Schachteln mit Patronen..

Burt hatte mir im Vorfeld gesagt, dass keiner in der Familie übertrieben religiös sei und sein Bruder kein durchgeknallter Spinner wie diese Idioten in den rechten Milizen; gerade Matt sei im Gegenteil ein verantwortlicher Waffenliebhaber. In seinem Kampfanzug sieht er allerdings wie der amerikanische Alptraum eines alten Europäers aus. Tatsächlich ist Matt sehr auf Sicherheit bedacht und zeigt sich umsichtig, etwa wenn er die Magazine gleich nach dem Schießen aus der Waffe entfernt, für den Fall, dass sich noch eine Patrone darin befindet, die dann unbeabsichtigt abgefeuert werden könnte. Man dürfe sie nie, auch nicht gesichert, auf Menschen richten, sich nie abrupt umdrehen und dann vielleicht aus Schreck einen Unfall verursachen. Und nie den Abzug berühren – auch dann nicht, wenn die Waffe gesichert ist – wenn man nicht sicher gezielt habe.

Matt zeigt dem Bruder, wie er sie halten, wie er stehen muss. Burt zielt, drückt ab – die leeren Patronenhülsen fliegen durch die

Luft. Die Kugeln schlagen in die Kuhle am Hang ein, aus der es sandig aufspritzt. Verschiedene Waffen werden erprobt, bei den Großkalibern erbebt Burt durch den Rückstoß. Mit sezierendem Auge sehe ich seine Lust am Schießen und zweifle langsam daran, ob ich überhaupt schießen würde. Hässliche Schießunfälle galoppieren mir durch den Kopf, rechte Milizen und ballernde Polizisten. Mit einem Mal stolpert das alles zusammen, so dass die wie eine Monstranz vor mir hergetragene Selbstverständlichkeit, mit der ich an dem Ausflug teilnehmen wollte, einer beklommenen Zurückhaltung zu weichen beginnt. Ich stelle mich mit unsicheren Armen, die ich nirgends unterzubringen weiß, an die Seite und fühle mich fremd, während die Anderen Burts Schüsse kommentieren. Ich sei noch nicht soweit, höre ich mich dumpf sagen, als ich ihn ablösen soll. Sollen sie mich doch für ein Weichei, für einen zimperlichen Europäer halten! Ob sie sich beleidigt fühlen? Man drängt mich nicht, und ich schaue zu, wie Einer nach dem Anderen zur Waffe greift – Kimberly mit der eigenen Pistole, einem Geburtstagsgeschenk der Eltern.



Abb. 14: Der Familienausflug (Healdton, Carter County, OK)

Erst als Matt an dem Brett eine Zielscheibe anbringt – so wie man sie auf Jahrmärkten bei den Schießbuden vorfindet, mit einem schwarzen Zentrum und mehreren konzentrischen Kreisen – und nachdem Kimberly darauf mit einem 9mm-Gewehr schießt, das

mich an ein Luftgewehr erinnert, überwinde ich meine Hemmung. Damit kann ich etwas verbinden, die Jahrmarktbude ist ja diejenige Umgebung, in der man auch im waffenphoben Deutschland getrost anlegen, zielen und abdrücken darf. Aber genauso normal war für die Leute hier das Schießen im freien Feld. Schließlich war und ist der Westen wild – entstammt er doch einer Tradition furchtloser Siedler, die sich mit der Waffe in der Hand gegen Indianer, wilde Tiere und weiße Halunken verteidigen mussten. Aber ist es wirklich normal? P.L. und LaDeen besaßen jedenfalls niemals Schusswaffen, auch heute nicht, und als sie jünger waren, war Waffenbesitz kein so selbstverständliches Massenphänomen wie heute.

Ich versuche es mit verschiedenen Waffen und es fällt mir erschreckend leicht. Es ist das Ziel, auf das ich mich einstelle, und die Waffe nur ein Mittel zum Zweck, ein Werkzeug, um Konzentration umzusetzen.

Erklärungen

Burts Schwägerin Tricia nickt mir nach meinen Schüssen anerkennend zu. Sie ist fliegende Krankenschwester, die mit einem Team im Nothelikopter die Gegend zwischen Dallas und Oklahoma City versorgt. »Ich habe immer eine Pistole in der Handtasche und auch im Wagen, auch damals, als ich noch gar keinen Waffenschein hatte.« Einmal hatte sie ihre Pistole zuhause vergessen und prompt war sie von der Polizei angehalten worden. Die hätten sich gewundert, dass sie keine Waffe bei sich trüge, und gemahnt. »Man weiß ja nie, was passieren kann.« Tricia arbeitet im 20 Meilen entfernten Ardmore und da könne es nachts auf dem Nachhauseweg schon gefährlich werden. »Ich fühle mich einfach sicherer so. Wenn ich die Waffe irgendwohin nicht mitnehmen darf, dann verstecke ich sie im Futter meiner Handtasche.« Ob sie denn schon einmal in eine gefährliche Situation gekommen sei? Ja, einmal im Krankenhaus, wo das Waffentragen verboten ist. Da gab es eine Schießerei, vor fünf Jahren. Und erst neulich ist doch dieser Kerl im Rollstuhl ins Krankenhaus gekommen, der sagte. »Wissen sie, was ich unter meiner Decke habe? Ein Gewehr.« Gott sei Dank ist eine der Schwestern so geistesgegenwärtig gewesen, die Polizei zu rufen, ohne dass der Mann das gemerkt hat. Der

Polizist kam sofort, hat dem Mann die Pistole an den Kopf gedrückt, und der hat daraufhin seine Waffe ausgeliefert. Tricia unterscheidet bei Waffenträgern offensichtlich zwischen den vielen Normalen und den wenigen Verrückten.

Matt erzählt von einem Mann im Dorf, der habe 250 Waffen bei sich zuhause. Ein Sammler! »Nach 9/11 habe ich mehr Waffen verkauft als je«, meint Matt und schätzt, dass rund 70 Prozent der Bevölkerung in der Gegend eine Waffe besitzen. »Wenn die Regierung das wüsste, würden die ausrasten!« Waffen schaffen Sicherheit und verhindern Kriminalität – wie in diesem Dorf in Georgia, wo das Tragen von Waffen vorgeschrieben sei.

»Letzte Woche war doch diese Schießerei da oben in Minnesota«, meint Kimberly. Sie bezieht sich auf den Amoklauf eines Schülers im Indianerreservat Red Lake,¹ bei dem 16 Menschen umkamen. Das beschäftigte die überregionale Presse tagelang.

»Eine, die mit mir ihre Krankenschwesternausbildung gemacht hat, lebt dort und ihre Kinder besuchen die Schule, in der dieser Wahnsinnige gewütet hat. Das war ganz klar ein Verrückter! Ein Indianer, der sich als Nazi bezeichnet, wo gibts denn so was!? Man hätte doch sehr viel früher merken müssen, dass der Junge nicht normal ist.«

Für Burts Verwandte sind Waffen das Natürlichste von der Welt. Man verschenkt sie zum Geburtstag der Frau und der Kinder und trägt sie ständig bei sich, denn »man weiß ja nie.« »Die wollen einfach nicht begreifen, dass es gar keine Schießereien gäbe, wenn nicht jeder eine Waffe tragen würde. Die fühlen sich von allem Möglichen bedroht und schaffen sich die Angst nur selber. Es ist wie bei Michael Moore, eine Kultur der Angst.« Burt verdreht hilflos die Augen. »Wenn dann was passiert, erklären sie sich das immer damit, dass ›irgendein Verrückter‹ durchdreht. Für sie ist das ein individuelles Problem, kein gesellschaftliches.« Ich gebe ihm recht: Wenn man sich die Medien ansieht, geht es hauptsächlich um die Produktion von Angst vor durchgedrehten Einzeltä-

1 »Der 16-jährige Jeff Weise tötet (am 21. März 2005) bei einem Amoklauf an der Red Lake Senior High School im Indianerreservat Red Lake im US-Bundesstaat Minnesota neun Menschen und danach sich selbst. 13 Menschen werden verletzt.« <http://de.wikipedia.org/wiki/Amok>

tern. Zum einen werden auch in den »seriösen« Medien schockierende Einzeltaten derart skandalisiert, als ob sie immer und überall passieren könnten. Zum anderen gibt es nichts, was die Werbung und der Hollywoodfilm nicht schon als Gefahr präsentiert hätte. Ein Blick auf die Filmkultur legt frei, was nicht schon alles als Objekt der Angst herhalten musste. Neben den Menschen und Phänomenen, die von der weißen Mehrheitsgesellschaft schon immer gefürchtet bzw. als »fremdartig« empfunden werden² und neben traditionell angstbesetzten Stereotypen³ ist es besonders das vermeintlich Vertraute und Harmlose, das sich dann als abgrundtief böse herausstellt: das Kind im Mutterleib, der Candy Man, die Geliebte, das Kindermädchen, ein Mieter, die Haushaltshilfe, der Babysitter, Kinder und Verwandte, die Spielzeugpuppe, Stiefeltern, Ehepartner, freundliche Nachbarn, der Kerl, der die Photos entwickelt – und immer wieder Halloween.

Die Suggestion ständiger Bedrohung fällt im Alltag auf fruchtbaren Boden. Es gibt wenige Notwendigkeiten, sich Anderen auszusetzen, und dadurch sinkt auch die Fähigkeit, soziale Situationen mit Fremden realistisch einschätzen zu können. Das zeigt sich etwa in der Wohn- und Siedlungsweise, gerade in Texas, wo man den Nachbarn kaum begegnet, weil man sein Haus nur mit dem Auto über die Garage verlässt. Schutzfunktionen übernehmen die Kernfamilie oder ein Kreis Gleichartiger – beispielsweise die Gemeinde, in der man sich aufgrund einer Gemeinsamkeit trifft und ›dem Anderen‹ nicht begegnen muss. Dies trägt zur Entstehung einer sich ständig bedroht wahnenden ›Hab-Acht-Kultur‹ entscheidend bei, in der dann natürlich auch »einiges passiert.«

Davon profitiert eine Politik, die sich von außen von Terroristen bedroht sieht und die Probleme im Inneren nicht gesellschaftlich, sondern individuell erklärt. Und eine Sicherheitsindustrie, die mit immer neuen Schlössern, Überwachungskameras, Pässen mit genetischen Fingerabdrücken und vor allem Waffen den Markt der Angst schürt. Da ist es gut, dass in der Verfassung das Tragen von Waffen als Grundrecht verankert ist.

Donellas 8-jähriger Sohn Darrion ist übrigens begeistert davon, dass sein Stiefvater Leroy bei der Armee ist. Er interessiert

2 Hierzu gehören bestimmte Tiere (Taranteln, weisse Haie, Grizzlies), Schwule, Schwarze, indianische Paraphernalien, Viren etc.

3 Monster im Wandschrank, Hexen und Aliens.

sich nämlich für Militärgeschichte und reagiert schockiert darauf, als sein Onkel mich als *German* vorstellt, weil er von den Deutschen nur weiß, dass sie böse seien, weil sie im Irak nicht dabei sind. Um die Peinlichkeit auszubügeln, sagt Donella ihrem Sohn, dass die Familie selbst deutsche Vorfahren habe, worauf der Kleine entsetzt ausruft: »Oh no, don't tell me I am half German!«

Aber so ist das eben mit der Gefahr. Man weiß nie, von wo sie droht. Und manchmal lauert sie eben in einem selbst.

